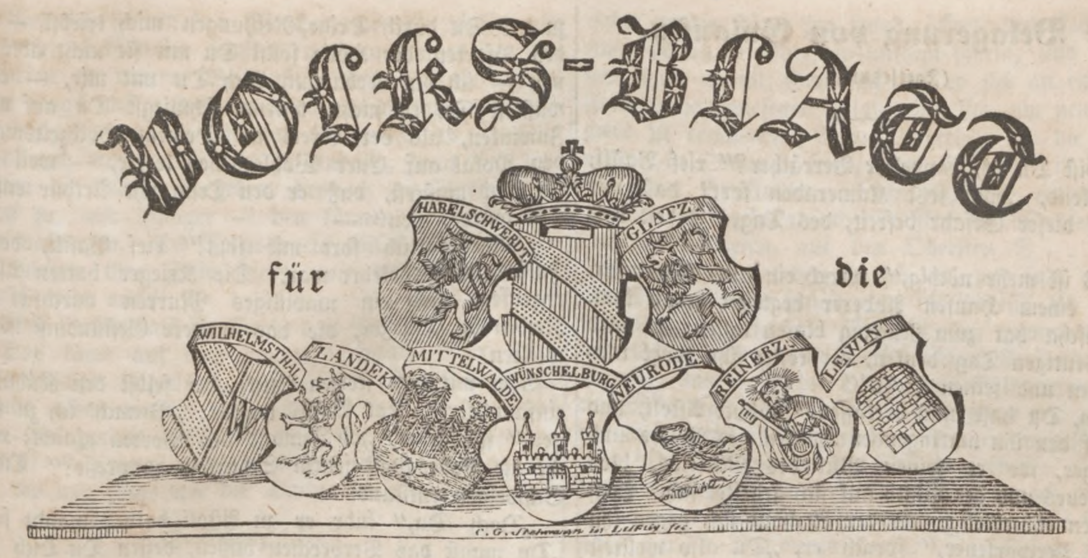
№ 11. Zweiter Jahrgang. 1841.



Grafschaft Glatz.

Redakteur: REYMANN. (Glatz, den 13. März.) Druck von F. A. POMPEJUS.

Steckbrief.

Es wird hiermit bekannt gemacht,
Daß auf dem Balle gestern Nacht
Ein Mädchen hier aus dieser Stadt,
Gar manches Herz gestohlen hat.
Sie schlich damit sich plötzlich fort,
Man kennt nicht ihren Zufluchtsort;
Woran man sie erkennen kann,
Zeigt dies Signalement hier an:
Ihr Lockenköpfchen blond wie Gold,
Die Aeuglein blau und wunderhold,
Das Mündchen küßlich, rosig, klein,
Die Zähne blank, wie Elfenbein,
Die Wänglein roth auf Liliengrund,
Das Schwanenhälschen blendend, rund,
Ihr Füßchen leicht, von kaum acht Zoll,
Das Händchen seidensanft und voll.
Sie ist nicht groß, doch auch nicht klein,
Gar schlank von Wuchs und zart und fein,
Ihr Busen schwellend, weiß wie Schnee, —
Kurzum, ein Engel, eine Fee.

Ein sonders Merkmal ist noch dieß:
Wenn's Diebchen lächelt zaubrisch süß,
So bilden sich voll Reiz und Zier,
Zwei Grübchen in den Wangen ihr.
Jedwedem leuchtet's wohl nun ein,
Wie höchst gefährlich sie kann sein
Für eines jeden Jünglings Ruh',
Und für die Männer noch dazu.
Wir biten derowegen All'
Daß Jeder im Betretungsfall
Sie fesselt und sie baldigst schafft,
In treuer Liebe enge Haft.
Wir ordneten dies also an,
Daß man darnach sich richten kann;
Wir grüßen höflich männiglich,
Und unterzeichnen:

Firmenich.

Die Belagerung von Gniausta.

(Fortsetzung)

„Ha, bist Du es, doppelter Verräther?“ rief Basili, ihn erblickend, „doch jetzt Kameraden fort! daß wir auch von dieser Gefahr befreit, des Tages Arbeit vollenden.“

„Nichts ist mehr nöthig,“ sprach ein alter Albaneser, der von einem Haufen Anderer begleitet heran kam. „Der Pascha hat zum Rückzug blasen lassen; er wird an den heutigen Tag denken, der kostet ihn wohl tausend Mann und seinen Sohn!“

„Satan, Du hast mich verlassen,“ stöhnte Astoli, und blickte auf den ihn umringenden Haufen des Volkes und der Krieger, wo er keinen Blick des Mitleids, blos des Abscheues und der Wuth auf sich geheftet sah. Doch Alle wichen ehrerbietig, als der Archont sich gegen ihn wandte: „Verworfener,“ sprach er, „Du also wolltest Gniausta dem Pascha verrathen? Doch zittre, Du bist in unserer Macht.“

„Ja leider, ist es nicht nach meinem Wunsche gekommen,“ sprach der Gefangene trotzig, „sonst stündet Ihr jetzt gebunden hier, und wir wollten furchtbare Abrechnung halten.“

„Schurke! — Doch bald wird für ewig Deine freche Zunge verstummen! Bekenne jetzt, was Du weißt. Nur wenige Augenblicke sind Dir noch zu leben übrig!

„So muß ich sie benützen,“ sprach der Grieche tückisch; ist nicht Eure Gattin hier?“

„Was soll's?“ sprach Basili finster.

„Nun, ich möchte ihr bekennen, wie es zuging, daß sie Weib des schmucken Archonten ward; — eine seltsame Geschichte von betrogenen Vätern, unterschobenen Briefen, erbrochenen Siegeln — ist sie Euch nicht bekannt?“

„Elender!“ rief jener vor Wuth stammelnd. „Dein Pesthauch soll die Luft nicht länger vergiften. Nehmt ihn, und hängt ihn gegenüber dem Pfahle, wo seines Freundes Haupt die Raben mästet“

„Basili!“ sprach der Grieche in bedeutungsvollem Tone.

„Spare die Worte, Du hast keine Gnade zu erwarten!“

„Keine Gnade,“ schrie jener verzweifelnd, „nun so höret, ihr Bürger Gniausta's“ —

„Schleppt ihn fort!“ rief Basili rasch.

„Beeilt Euch nicht,“ sprach Astoli zurückspringend, „gar schlecht werden von Basili treue Dienste gelohnt, mich läßt er hinrichten, und dankt mir den Archontenstuhl, denn seinetwegen hab' ich — höret es, — Alexis vergiftet!“

„Verruchter, Du wagst“ — rief Basili erbleichend.

„Willst Du es wohl noch läugnen,“ fragte Astoli, ihn frech anblickend, „weil Du die That nie nanntest, zu der Du durch Deine Reitzungen mich triebst — an den Pforten der Hölle sollst Du mir sie nicht abläugnen — ich bin verdammt, doch Du mit mir, — oder wußtest Du es nicht, warum schwiegst Du auf mein Zuwinken, als der Greis an Deinem Hochzeitsmahle den Pokal auf Euer Wohlergehen leerte, — weil Du fürchten mußtest, daß er den Trug mit Arthur entdecken würde, weil“ —

„Augenblicklich fort mit ihm!“ rief Basili, dessen Fassung zurückgekehrt war. Die Krieger hatten Astoli ergriffen, doch ein unwilliges Murren durchlief die Reihen der Bürger, die das weitere Geständniß hören wollten.

Aber mit dem stolzen Blicke, der selbst den Kühnsten einschüchterte, trat Basili hervor: „Brauch' ich zu fragen,“ sprach er, „ob Jemand den Worten glaubt, welche die Todesangst jenem Schurken auspreßt?“ Tiefes Schweigen entstand.

„Doch Du,“ fuhr er zu Astoli halb gewandt fort, „Du magst das Verbrechen büßen, dessen Du Dich angeklagt. Knebelt ihn und bindet ihn vor eine Kanone, selbst seine Leiche soll nicht in Gniausta modern!“

Wildes Beifallrufen der Krieger übertönte Astoli's fernere Worte. Schon schleppten sie ihr unglückliches Opfer unter Fußtritten und Faustschlägen, mit Verwünschungen von der Menge begleitet, zu den Mauern hin: schon waren sie dort angelangt, schon packten ihn die grinsenden Schergen, schon gähnte ihn die furchtbare Mündung der Kanone an, — da riß er sich mit der Riesenkraft der Verzweiflung los, und ehe man sich's versah, hatte er hinab in das Strombett gesetzt, wo er sich schwimmend zu erhalten suchte.

„Schießt ihn nieder,“ rief Leontides, und mehrere Kugeln sausten in die Wellen, — der Grieche versank. Schon begann der Schwarm sich zu zerstreuen, da tauchte er am jenseitigen Ufer wieder empor. Noch einmal blickte er drohend auf Gniausta zurück, und schritt dann, während jene ihm staunend nachblickten, langsam den feindlichen Zelten zu.

Der Aufstand.

Im hochgewölbten Saale des Archontenschlosses von Gniausta saß Basili, das Gesicht auf die Hand gestützt, das rollende Auge auf den Boden geheftet. Leontides stand vor ihm, und schien mit einem Ausdruck rohen Mitleids ihn zu betrachten, als er sich eben stürmisch vom Sitze erhob.

„Ich will nichts mehr hören,“ rief er ungestüm, „nimmer hätte ich geglaubt, daß auch Du die Zahl der Feigen mehren würdest.“

„Keiner lebt in Makdonia;“ sagte der Albaneser stolz sich aufrichtend, „der Leontides feig nennen dürfte, aber rasend muß man sein, jetzt noch vernünftigen Rath zu verschmähen. Oder“ fuhr er fort, „hoffst Du noch auf die Bejs? — Schon liegen die Mauern in Trümmern, der Graben ist abgeleitet, alle Werke genommen,

und ließ sich in den drei Monden, wo wir täglich alle Schrecken bekämpfen mußten, auch nur einer von den Schurken zu unserm Beistand blicken? Mußten nicht schon längst unsere Kanonen verstummen, weil das Pulver mangelt, und — was das Schlimmste ist — gehn nicht auch unsre Vorräthe zu Ende? Zwar bis jetzt mußten die Bürger hergeben, dennoch ging's verteufelt knapp zu, und Hunger — den können meine Bursche nicht vertragen. Es ist noch ein Glück, daß jetzt die Ungläubigen ihre Feste feiern, wir halten ja keinen Sturm mehr aus."

„Eher sterben, als die Stadt dem Pascha übergeben."

„Das käme auf eins hinaus," sprach jener kalt; aber welcher Eigensinn, auf einem Steinhaufen zu Grunde gehen wollen, während wir jetzt bei der günstigen Gelegenheit durch die feindlichen Zelte schleichen könnten! — Hätten wir es lieber früher gethan, als jetzt, wo wir rings wie die Dachse umschanzt sind."

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Der letzte Feldzug in Rußland hatte viele Unglückliche in Frankreich gemacht, unter denen besonders eine große Anzahl von Veteranen aus den Zeiten der Republik, des Consulats und des Kaiserreiches auffällt, die, in allen Gegenden des Landes zerstreut, häufig weder Brod, um sich zu nähren, noch ein Dach, zu ihrer Unterkunft besaßen. Tausende mußten ganz hülflos, nackt, verkrüppelt einem neuen bittern Kampf entgegentreten. Ein solches Loos war auch dem wackern Vincent beschieden, einem der Grenadiere, die dem Ruhm der französischen Waffen bis an die fernsten Grenzen des Welttheils getragen hatten. Er war in einem Alter conscribirt worden, in welchem er noch kein Gewerbe hatte erlernen können, und jetzt, wo sich die Lage der Dinge so ganz anders gestaltet hatte, sah er sich genöthigt, die geringe Pension zu erflehen, auf welche das rothe Bändchen im Knopfloch ihm Anspruch verlieh. Vergebliche Hoffnung! Nun blieb ihm nur noch ein Mittel, übrig: zu betteln; aber Vincent besaß Ehrgefühl, und eher würde er sein Ordenszeichen in den Lauf seines Gewehres gezwängt, und sich dasselbe durch den Kopf gejagt haben. Rathlos sann er hin und her; endlich fiel ihm bei, daß er ja zur Noth ein Pferd zu behandeln und einen Wagen zu lenken verstehe. Flugs war er entschlossen, und aus dem wackern Grenadier ward ein Fiaker. Unlängst stand er auf dem Vendome-Platze niedergeschlagen und tiefsinnig bei seinem Fuhrwerke, und sann schmerzlich darüber nach, wie so gar verschieden, von seinen Aussichten die Zukunft sich gestaltet hatte. Plötzlich hörte er hinter sich eine Stimme rufen: Heda, Euren Wagen! Rasch nahm er die Zügel zur Hand, öffnete den Schlag, hob einen Mann in Obersten-Uniform hinein, und fuhr mit ihm nach Saint Germain, wo er sich an einem, den Fiakern angewiesenen Platz aufstellte, um neue Passagiere zu erwarten. Beim Nachsehen, ob die Wagenpolster in Ordnung seien, fand Vincent in der Kutsche eine Brieftasche, öffnete sie, und entdeckte eine Summe von zehntausend Franken in Wechseln, nebst mehreren Briefen, auf den Obersten V . . lautend. Auf der Stelle wendete er sich um, und fuhr gestrekten Laufes nach dem Hause, das die Adresse als V . . s Wohnung bezeichnete. Er ließ sich anmelden, ward vorgelassen, und trat mit militairischem Anstande in das Zimmer, indem er die Hand nach Soldatenmanier an die Stirn legte: „Herr Oberst!" begann er, „Sie haben diese Brieftasche in meinem Wagen vergessen!" — „So ist's," entgegnete der Offizier lebhaft: „Ich habe das Geld bereits für verloren geachtet, da ich die Nummer Deiner Kutsche nicht wußte. Es ist die Löhnung eines ganzen Regiments darin." — „Sehen Sie gefälligst nach, ob nichts fehlt!" — „Nichts, aber Du bist wohl selbst Soldat gewesen?" Zwanzig Jahre, Herr Oberst, und ich denke, ich war's mit Ehren. In Moskau und an der Beresina war ich dabei." — „Dort war auch ich, mein Alter, drum reich mir die Hand, braver Bursche, setze Dich zu mir, und da wir Kriegskameraden waren, so laß uns eine Weile von unsern Abenteuern plaudern." — „Ei, das sind leidige Erinnerungen, Herr Oberst; unsere besten Schaaren, welche der grimmige Winter ohnehin bereits sehr gelichtet hatte fanden unter dem Schnee ihr Grab." — „Nun, ich, mein Alter wie Du mich hier siehst, ich war nahe genug daran. Schon lag ich auf beeistem Boden, vor Kälte und Hunger verschmachtend: da kam glücklicher Weise ein Garde-Grenadier des Weges, erwärmte mich Halberstarrten mit dem Hauche seines Mundes und ließ mir die Hälfte seiner kleinen Habe zu meiner Rettung zurück. O, das werde ich nie vergessen!" — „Der Grenadier hatte nur seine Pflicht gethan, Herr Oberst, wie ich sie in einem ganz ähnlichen Falle that, der mir eben erst wieder beifällt. Es war ein blutjunger Offizier von unserm Generalstabe, am Ufer des Dniper. Das Pferd war ihm unter dem Leibe gefallen, und er lag da im tiefen Schnee, zwischen Hunger und Frost vergehend; da theilte ich mit ihm das Wenige, was ich besaß — ein Stück Brod." — „Ein Stück Brod, ja, so war's, und was weiter?" — „Nun, eben nicht viel Großes; ich hatte in meiner Feldflasche noch zwei Schlückchen Brandtwein, und weil sich der nicht theilen ließ, so drückte ich ihm die ganze Bescherung in die Hand." — „Das thatest Du, Biedermann? und die Flasche?" — „Ei, es stand mein Name darauf; Vincent." — „Vincent!" rief der Oberst, und preßte den alten Grenadier ungestüm in seine Arme. „Gott sei Dank! so habe ich doch endlich meinen Lebensretter gefunden." Fünf Minuten darauf kehrte der

Wagen leer in das Haus seines Eigenthümers zurück, und der Oberst führte den redlichen Vincent in sein Cabinet, wo er ihm die verwitterte Feldflasche, zwischen Trophäen aufgehängt, zeigte. „Als du mir sie reichtest, Kamerad,“ sagte er, lag ein Menschenleben in ihrem Grunde, und hier — dabei schob er ihm die Brieftasche in den Rock, — „hier bezahle ich Dir Deinen Brandtwein.“

Die Erziehung in unsern Tagen.

Die unaufhaltsam mit Siegers Macht vorwärts dringende Kultur, und das allgemein sich herausstellende, theils freiwillige, theils nothgedrungene Streben nach wissenschaftlicher Bildung, scheint der Erziehung unserer heutigen Jugend eine schiefe und gefährliche Richtung eingeimpft zu haben.

Es ist hier nicht blos von der männlichen, sondern auch von der weiblichen, und keineswegs von einer gefährlichen Richtung in Beziehung auf den Staat, sondern lediglich auf die körperliche Ausbildung und die Gesundheit der heranwachsenden Generationen die Rede.

Jedem Unbefangenen, der nicht mit verwöhntem, von Gefahr bringender Affenliebe verblendetem Vater- oder Mutter-Auge auf unsere aufwachsende Jugend ein wachsames Augenmerk richtet, drängt sich bei diesen Betrachtungen und Beobachtungen unwillkürlich die Frage auf: Wohin führet der Weg, den die, jetzt fast allgemein gewordene Art der Erziehung eingeschlagen hat? und hieran knüpft sich auch das Natürlichste, die zweite der Fragen: Giebt es Keinen, der die gefühlten Mängel einmal der Gesammtmasse der Eltern und Erzieher durch öffentliche Darstellung derselben vor Augen führt, und wenigstens eine Anregung zur Entwickelung und Anwendung derjenigen Mittel und Wege giebt, welche eingeschlagen werden müßten, um der verderblichen Richtung, welche die Erziehung der Jugend bereits jetzt beschritten hat, eine vernünftigere und zweckdienlichere, zeitgemäße Wendung zu geben.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der sich, ganz offen gestanden, viel zu schwach fühlt, alle die Mängel, an denen die jetzige Erziehungs-Methode kränkelt, in ihrem ganzen Umfange zu kennen und darzustellen, und andrerseits sich auch nicht befähigt dünkt, mit Gründlichkeit ein anderes, ein besseres Erziehungssystem zusammenzustellen, glaubt indeß keinen Schaden zu stiften, wenn er seine persönlichen Ansichten, begründet auf mannigfache, jedem in die Augen leuchtende Erfahrungen, hier zur Sprache bringt, und der Hoffnung lebt, daß er doch vielleicht im Herzen des Publikums, und namentlich mancher Eltern und Erzieher einen freundlichen Anklang finden dürfte, gleichzeitig der Meinung, daß es doch wohl der Zeit gelingen wird, wenn ein so wichtiger Gegenstand je mehr je besser zur Beurtheilung der Masse vor Augen geführt wird, dem Zweck gewachsene Männer hervorzurufen, welche geeignet erscheinen, den Kampf mit den, die zeitgemäße Fortschreitung der Bildung und Kultur hemmenden Vorurtheilen, in Bezug auf Jugenderziehung aufzunehmen, durchzuführen, und ein zweckmäßigeres System an die Tagesordnung zu bringen.

Der verehrliche Leser dieser Zeilen erlaube mir zuvörderst unsere männliche Jugend und deren Erziehung zu betrachten.

Der Knabe wird geboren; mit Liebe und Freude wird er von den Eltern bei seiner Ankunft begrüßt, wonnevoll erscheint ihnen dieser Beweis von Gottes Güte, und innig dankend, drücken sie den Säugling an ihre Brust. Kaum ist aber der erste Freuden-Taumel entflohen, so entsteht schon die Lebensfrage: was soll denn nun dereinst aus dem Knäbchen werden? Der Arme denkt mit Sorgen, wie das Kind von ihm so lange erhalten werden soll, bis es im Stande sein wird, sein Brod sich selbst zu verdienen. Der Wohlhabende durchläuft schon in Gedanken alle Schulen, die der Knabe besuchen soll, um sich für seinen Lebenszweck zu bilden. Der Reiche sucht nach einem Hofmeister oder Hauslehrer umher, damit das liebe Söhnchen, so früh als möglich, als Ausbund alles Wissens auf die hohe Schule gelangt, und so die Stufe zu Erklimmung der höchsten Macht so schnell als möglich erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Anagramm.

So oder so gestellt fünf Zeichen,
Erscheinen drei der Dinge dir,
Die sich einander wenig gleichen:
Eins eine Insel, eins ein Thier,
Das Dritte ist gar von Papier.
Die Insel ist gar wohl bekannt
Ob mancher kühnen Abenteuer;
Im Februar wird oft genannt
Das Thier, weil es in ihm als Freier
Ertönen läßt die Liebesleier,
Die aber wahrlich anders klingt,
Als wenn uns Philomele singt.
Das Dritt' ist ein gefährlich Blatt,
Wenn es noch mehr Gesellschaft hat.
So Mancher hing sein Herz daran,
Und ward dadurch ein Bettelmann.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:

„Ohrfeige.“

Hiezu die Chronik (litt. 19.) und eine Beilage.